



Das nordhannoversche Bauernhaus

Zugleich Führer durch das
Heimathaus Irmintraut in Fischerhude

zur Erinnerung an den Ausflug
nach Fischerhude. 1943

Herbert Wacker.

Achim.

Das nordhannoversche Bauernhaus

Zugleich Führer durch
das Heimathaus Irmintraut in Fischebude

Von

Dr. Heinrich Schloen

Verlag Heimathaus Irmintraut in Fischebude

Inhalt

	Seite
1. Einführung	3
2. Eigenart des nordhannoverschen Bauernhauses .	6
3. Vom Werden unseres Heimathauses	11
4. Hof und Hausansicht	14
5. Das Glett	20
6. Die Zimmer und ihre Ausstattung	26
7. Kleidung und Wäsche	28
8. Die Diele	31
9. Schönheiten und Schmuck	33
10. Überschau	35

Das Bild des Umschlages zeichnete W. S. Rohmeyer in Sifcherhude

1. Einführung

In Germanenzeiten war Fischerhude kein geschlossener Ort. Die Häuser lagen von der Lege über Bredenau bis hinunter nach Ebbensief am Wümmesträf (von streichen, fließen) verstreut. Als im frühen Mittelalter die Unsicherheit auf den Straßen zunahm, hatten abseits liegende Gehöfte mehr unter Überfällen zu leiden als diejenigen, die nachbarlichen Schutz genossen. Um 1400 kann es gewesen sein, als die Häuser näher zusammenrückten. Der Raum vom alten Dorf bis zur Mühle wurde ein festgeschlossener Ort, der mit Wall, Graben und Befestigung umgeben wurde. Im Jahre 1195 wurde Schloß Rotenburg gegründet. In dem gleichen Jahre weihte man in der Fischerhuder Kapelle in feierlicher Weise den Altar. 1403 erhielt der Ort Rotenburg Fleckensverfassung, d. h. das Recht des Selbstschutzes und der Selbstregierung. Etwas früher oder nur wenig später werden auch Ottersberg und Fischerhude Fleckensgerechtsame erhalten haben.

Wie Fischerhude damals ausah, können wir uns einigermaßen vorstellen. Am Wümmesträf und Fleckensgraben waren 17, nachher 18 Bauernhäuser eng zusammengedrängt. Man sah von ihnen das lange, niedrige Dach, die darunterliegenden Lehmwände und die quergeteilten Türen, aus denen langsam der Rauch hervorstieg. Fenster waren noch nicht vorhanden. Fleckensgraben und Wümme schützten den Ort gegen Überfälle. Wir wissen nicht, ob auch die Kapelle in den Fleckensgraben mit einbezogen war oder nicht. Jedenfalls war das erste Haus, das man, von Norden kommend, antraf, Groß-Tietjens, das gegenwärtige Heimathaus. Auch die Lage der übrigen Häuser hat sich nur unwesentlich geändert. Die Verkehrswege des Fleckens waren ausschließlich Wasserstraßen. So hat man es noch heute in Teilen von Amsterdam, Venedig und in einigen Dörfern des Spreewaldes. Vor jedem Hause lagen auf dem Wasser Rähne zu jederzeitigem Gebrauch bereit.

Die Bauern des Ortes zogen Rindvieh und Pferde, fingen Aale und Enten, hatten unabsehbare Wiesenländereien, aber nur wenig Acker. Besonders durch Pferdezucht und Aalfang gelangten sie schon früh zu Wohlhabenheit.

Daß der Ort um 1400 auf einen engen Raum zusammengedrängt und mit Fleckensgerechtsamen ausgestattet wurde, hatte zweifellos einen politischen Hintergrund. Das Bremer Erzbistum riegelte dadurch die Wasserstraße zu seinem Außenwerk, der Burg Ottersberg, völlig ab.

Fischerhude selbst hatte eine gegen feindliche Überfälle außerordentlich geschützte Lage. Es lag auf einer Sanddüne, die im Winter völlig Insel-

charakter hatte und deren Umgegend auch im Sommer durch Absperren des Flusses bald überflutet werden konnte. Die Einfahrt von Norden war wenig gut und konnte fast nur zu Pferde benutzt werden. Sie führte durch den damals dicht an Fischerhude vorbeisießenden Wümmearm, der später eine Zugbrücke erhielt und Brücksträß genannt wurde. Nach Süden war für Unkundige überhaupt nicht durchzukommen. Der Weg verlief noch bis 1870 zum Teil in einem Wasserlauf. Besteinte Straßen wurden nach Norden erst 1862, nach Süden 1916 gebaut. So lag Fischerhude in einer Abgeschlossenheit, ja Weltabgeschlossenheit, die alle Kriegsschrecken fernhielt. Nie ist der Ort durch Krieg oder durch Feuersbrunst zerstört worden. Nur an einer solchen Stelle konnte sich bis etwa 1890 eine Eigenart erhalten, die von derjenigen vor einem halben Jahrtausend nicht wesentlich verschieden war.

Im Laufe der letzten 40 Jahre hat der Verkehr in Fischerhude Einzug gehalten. Maler und Bremer Kaufleute fanden Gefallen an dem stillen, wasserbepülten Ort im Eichenschatten und an den hohen, moosbewachsenen Strohdächern. Aber in der Zeit der Elektrizität und der Motoren hat ein ehrwürdiges Haus nach dem andern sein graues Gewand ablegen müssen und ist in neuzeitlichen Formen und Farben wieder erstanden. Doch auch dort, wo die Formen wenig geändert wurden, ist aus dem First ein Schornstein herausgewachsen, das Strohdach ist dem Ziegeldach gewichen, der offene Feuerherd mit Rähmen und Kesselhaken ist verschwunden, und eine Schärwand teilt Diele und Flett in zwei gesonderte Teile.

Auch unser Haus mußte sich mancherlei Einbauten wie Schärwand, Schlafkammern und Stallerweiterung gefallen lassen. Wir haben diese Zutaten aus der Zeit nach 1877 wieder beseitigt und mit aller Sorgfalt den früheren, diesem Hause eigenen Zustand hervorgeholt. Bei diesen äußerst mühevollen Arbeiten haben uns die ältesten Einwohner des Ortes in dankenswertester Weise beraten und uns auf jede Art unterstützt. Vor allem aber sei an dieser Stelle der hingebenden und unermüdlichen Aufklärungsarbeit des Kunstmalers und Architekten Herrn S. Rohmeyer gedacht. Ihm verdanken wir vor allen Dingen das Aufspüren von immer neuen Grundlagen und Möglichkeiten zur Wiederherstellung der alten Formen und Farben.

Unser Heimathaus enthält die Räume, die seit einem Jahrtausend das Leben einer niedersächsischen Bauernfamilie bargen. Ihre Lebensformen waren die gleichen wie die der Stammesgenossen in Wilstedt, Sittensen oder anderen Orten der Geest zwischen Unterweser und Unterelbe. Die ältesten unter den jetzt lebenden Fischerhudern wissen noch, wie

in unserm Flett Männer und Frauen im Abenddunkel um den Herd saßen. Die betagteren Leute, auch die Frauen, rauchten aus langen Pfeifen und streckten Hände und Füße dem wärmenden Feuer entgegen. Die Mädchen spannen, und die Jungen knütt'ten (strickten). Licht brauchte man selten, das Feuer gab genügend Helligkeit. Man snackte ruhig und eben wie das leise daherziehende Wasser der Wümme. Was gab's nicht für Geschichten von Pol und Enten, Aal und Secht, Pferd und Rind, vom Spinnen und Weben, von Gewittern, einem tollen Hund und Spuk! Allmählich erlosch das Gespräch, und man hörte nichts als das Knistern des Feuers, das hin und wieder von einer fürsorglichen Hand geschürt wurde, das Ticken der Hausuhr und das Paffen der Pfeifen. Dem einen oder dem andern froch die Kälte den Rücken hinauf. „Kold vandaog!“ sagte Meulenjehanns Vadder, und nach langen Sekunden antwortete eine Stimme aus dem Dunkeln: „Jao, dat is't.“

Wir zeigen in unserem Hause nicht hervorragende Kunstgegenstände oder überwältigende Funde aus ferner Zeit, sondern dasjenige, was der Alltag brauchte und womit sich unsere Voreltern täglich und stündlich befaßten. Die Gegenstände und Geräte einfachster Art geben ein Bild von dem, was die Ahnen taten und litten, was sie bewegte und beruhigte, stärkte und bedrückte, freute oder bekümmerte. Es war unser Bemühen, nur dasjenige zur Schau zu stellen, was Jahrzehnte und Jahrhunderte hindurch in den einheimischen Familien oder den benachbarten Dörfern wirklich gebraucht worden ist. Man wolle daher nicht Anstoß daran nehmen, daß die Dinge stellenweise abgenutzt und unansehnlich sind. Sie sind durch viele Hände gegangen, haben vielen Menschen genützt und treulich ihre Dienste getan.

Persönlich legen wir in das Heimathaus und in all unser Arbeiten und Sorgen für dasselbe nur ein Empfinden hinein, nämlich das Gedenken an unser einziges, herziges Kind. Der Türbalken über dem nördlichen Seiteneingang trägt die Worte:

„Dem Gedenken an Irmintraut Schloen.

* 24. 6. 22. † 14. 3. 30.“

Möge unser Heimathaus allen Volksgenossen, deren Blut sich mit der Scholle in jedem Augenblick aufs innigste verbunden fühlt, neue Kraft zur Stärkung des Deutschseins verleihen und an seinem Teile zum Entfachen wurzelechten Nationalstolzes beitragen!

Fischerhude, im Frühjahr 1934.

Gertrud Schloen geb. Tews.

Dr. Heinrich Schloen.

2. Eigenart des nordhannoverschen Bauernhauses

Wenn im folgenden vom Bauern und vom Bauernhaus gesprochen wird, dann ist damit nicht nur der Groß- und Vollbauer und seine Gebäude, sondern ebensowohl der Kleinbauer und sein bescheidenes Haus gemeint. Ob einer Vollbauer, Rötner, Neubauer, Anbauer oder Beibauer ist, das mag für die Eigentümer selber bedeutsam sein, der Außenstehende unterscheidet es kaum noch. Der Kleinbauer ist auch Bauer, und sein Haus ist als Ahnenerbe ebenso wertvoll wie dasjenige des Großbauern.

Überhaupt sehen wir in einem alten Bauernhause mehr als ein Gefüge von Balken, Brettern, Stroh und Stein. Bedenken wir, daß frühere Jahrhunderte es geschaffen und daß die Späteren ihr Vermächtnis mit Liebe und Ehrfurcht gepflegt haben! Für uns ist es die Brücke von unserem täglichen Erleben zu den Wurzeln der altersgrauen Vorzeit. Was wir hier schauen, das ist lebendige Geschichte und nicht eine Darstellung, die aus den trüben Quellen fremder Völker schöpft. Unter unserem alten Strohdach wird ein gut Teil der Erd- und Bodenverbundenheit lebendig, die gerade die Einwohner von Fischerhude in seltener Weise auszeichnet.

Wir wissen gar wenig von dem, was unsere Ahnen vor tausend, zweitausend oder mehr Jahren getan oder gedacht haben. Aber in dem Boden, auf dem sie wandelten, und in dem Werk ihrer Hände haben sie Spuren zurückgelassen, die aufschlußreicher sind als Papier und Schrift fremder Völker. Es kommt nur darauf an, daß wir diese Zeichen lesen, verstehen und deuten lernen. Was unsere Alten als Wohn- und Arbeitsgerät in ihren Händen hielten, das haben ihre Kinder und Kindeskinde nunmehr in unserem Hause niedergelegt, damit es als Gemeingut und Volkseigentum erhalten werde. Jeder Stuhl, jeder Teller, jedes Kleidungsstück, jedes Spinnrad, jeder Pflug, überhaupt jedes Stück unseres Ahnengutes sprechen ihre eigene, zu Herzen gehende Sprache. Alle künden von viel Mühe und Schweiß derer, denen wir Leben und Dasein verdanken.

Von allen deutschen Bauernhäusern ist das nordhannoversche dasjenige, das am einfachsten, weiträumigsten und hallenartigsten ist. Es weist damit am unmittelbarsten und klarsten in die Germanenzeit hinein. Schneiden wir von einem solchen Hause die drei Räume hinter der Herdwand fort, dann haben wir das Einraumwohnhaus der alten Sachsen, wie es Kaiser Karl 870 angetroffen haben wird. Solche Einraumhäuser werden unter den Kleinbauern noch bis in unsere Zeit

hinein vorgefunden. In Zwischenahn wird noch heute ein solches bewohntes Einraumhaus gezeigt. Es ist in seinen Grundlinien ein Schafstall mit Herdraum und Schlafstellen (Butzen). Hat nun so ein Einraumhaus eine bedeutende Länge (20—30 m), dann stehen wir vor der Germanenhalle in reinsten bisher erhaltener Form. Da saß hinter dem Herde auf einem erhöhten Stuhle der Fürst und sprach zu den an einer langen Tafel vor ihm sitzenden Freien, rief den einen oder den andern zum Sprechen auf und heischte von den Anwesenden die Äußerung von Zustimmung oder Ablehnung. An der gleichen Stelle saß er mit ihnen zu Tische, wie es heute noch bei großen Familienfeiern Brauch ist. Aus dem „Beowulf“ wissen wir, daß den Gästen an den Hauswänden das Nachtlager hergerichtet wurde. Sie brauchten den Wänden nur wenige Meter näher zu rücken, um schlafen zu können.

Dieser germanische Brauch ist aus der Bauart der alten nordhannoverschen Bauernhäuser erklärt. Da gab es keine Scheidewand zwischen Flett und Diele wie in den meisten Teilen von Lüneburg und Oldenburg. Die Bauernfamilie schläft rechts und links vom Herdplatz in der Sowand, d. h. oben im Hause. Das gleiche wird auch für den germanischen Fürsten Geltung gehabt haben. Seine Mannen folgten dann unterhalb des Herdes rechts und links je nach ihrem Range. So finden wir im nordhannoverschen Bauernhause rechts die Schlafbutzen für die Knechte, links diejenigen für die Mägde. Anschließend kommt dann in zwei langen Reihen das Vieh. Von unseren Ahnen wissen wir, daß sie ihr Vieh liebten und mit ihm eng verbunden waren. Da war es für sie selbstverständlich, daß sie mit ihm zusammen in dem gleichen Raume wohnten und schliefen und es ständig unter Augen hatten. Noch heute sagen erdgewachsene Bauern von ihrem Vieh, daß es im Winter ihre Diele behaglich erwärme.

Raum anders gestaltete sich das Leben der nordhannoverschen Bauernfamilien, solange sie ihre Häuser sinngemäß ausnützten, und das geschah in weltabgeschiedenen Orten bis etwa zum Jahre 1900. In der Herdwand schloß an der einen Seite das Bauernehepaar, an der andern der Altbauer oder die erwachsenen Söhne. Man konnte das Lager sowohl von der Dönzen- als auch von der Flettseite aus gewinnen. Regte sich etwas auf der Diele oder in den Ställen, dann schob man die Schiebetüren zurück und übersah das ganze Haus. Das gleiche war mit den Butzen von Knechten und Mägden der Fall. Auch diese waren ursprünglich sowohl nach der Flett- als auch nach der Stallseite offen. Den Knechten war besonders die Wartung der Pferde, den Mägden die Pflege des Rindviehes anvertraut. Brauchte eines der Tiere irgend-

welche Hilfe, dann war es Ehrenpflicht besonders des Knechtes, sofort zur Stelle zu sein, um einem Übelstand abzuhelpfen oder den Bauern zu benachrichtigen. All dieses war selbstverständlich und natürlich; aber es war nur möglich auf Grund des Einraumwohnhauses, das späterhin durch Übernahme beider Dönnen und durch Einrichtung der Gesindestube (für Mägde oder für Altenteiler) nur unwesentlich verändert wurde.

Der Platz hinter dem Herde war der Bäuerin Ehrenplatz. Hier hielt sie das Feuer beständig am Leben. Sobald der Nachtwächter sein Lied „Die Glock’ hat zehn geschlagen . . .“ anstimmte, legte sie die abgefallene Asche sorgfältig auf die noch glimmenden Kohlen und stellte den hohen Feuerstülper (s. Bild S. 23) darüber. An dieser Stelle bereitete sie das Mahl und überwachte die Arbeit der „Deensten“. Ihr Blick schweifte über alle drei Eingänge des Hauses. Kam die Essenszeit heran, dann deckte sie neben dem Herd den runden Tisch (s. Bild S. 23). Ob Sommer oder Winter, neben dem Herde wurde gegessen, und an kalten Tagen wärmte man am Herdfeuer Hände und Füße. Von Großvätern und Großmüttern wird heute noch erzählt, daß sie das offene Herdfeuer als Wärmespender über alles stellten, und daß sie sich nur schwer an Dönnen (Wohnstuben) und Öfen gewöhnten.

Nur in einem solchen Einraumhause war es möglich, auch keltische Bräuche in alter Treue zu pflegen. Die niedersächsischen Bauernhäuser, allen voran das nordhannoversche, boten dazu reichliche Möglichkeiten. Hier hat der Kaiser Karl trotz aller Anstrengungen die Reste des Germanenkultes nicht ausrotten können. In dem wallenden Rauche des Herdfeuers bargen sich die Kasse Donars, die ihren Schlitten mit unglaublichem Mut und mit starkem Gepolter durch die Wolken fuhren (s. Bild S. 23). Der Donarschlitten konnte schon deshalb nicht beseitigt werden, weil sonst der Kesselhaken keinen Halt fand. Diese Stelle des Hauses inmitten des Fletts und von jeder Stelle der Diele aus sichtbar, war ein heiliger Ort. Hier lehrte die Mutter ihre Kinder gehorsam und fromm sein; hier wies sie hin auf das Auge, das ins Dunkle sieht und dem nichts verborgen bleibt. Hier lehrte sie ihre Töchter spinnen und nähen und führte sie ein in den weiten Tätigkeitskreis einer germanischen Hausfrau. Am Herde reichte sie dem fremden Wanderer den Willkommenstrunk und hieß ihn niedersitzen, damit er an dieser geheiligten Stätte Ruhe und Frieden finde. Hier lauschten die Männer den Berichten, die er ihnen über das Geschehen in der fernen Welt gab, hier trafen sie sich im kleinen Kreise und berieten über das Wohl und Wehe ihres Stammes und Volkes, und mancher weittragende Entschluß hatte hier

seine Geburtsstätte. Und in den Zeiten der Frankenkriege wurde mancher Flüchtige, der den Händen der Wodansfeinde entronnen war und bei Nacht und Nebel leise an die Haustür klopfte, hier gelabt und getröstet und mit sicherem Geleit zu Freunden weitergesandt. Im Ring um den Herd wurden Ehen geschlossen und Eide geschworen, und vor dem Herd wurde der Abgeschiedene zum letzten Gang aufgebahrt.

Das nordhannoversche Bauernhaus unterscheidet sich nur unwesentlich von den nachbarlichen Bauernhäusern, besonders denjenigen in der Elb- und Wesermarsch, sowie den oldenburgischen und dem lüneburgischen. Wo an den großen Flüssen Schiffer- und Fischerbevölkerung vorwiegt, sind die wirtschaftlichen Bedingungen völlig andere. Wer sein Brot vom Meere oder aus den Flüssen holt, braucht nicht die weiträumige Diele zum Korndreschen und nicht die ausgedehnten Ställe für das Vieh. Er kann mit einem bedeutend kleineren Hause auskommen. In der Nähe der See macht sich der Frieseneinschlag in dem vom Hausbau im Bremen-Verdenschen gänzlich unterschiedlichen Friesen- h a u s e geltend. Wo holländische Einwanderung stattgefunden hat (östlich von Bremen und im Alten Lande), ist gleichfalls vom Bauern- h a u s e Nordhannovers nicht mehr die Rede. Die A l t l ä n d e r haben selbst das äußere Merkzeichen am Dachfirst, die beiden einander in die Brust beißenden Schwäne, festgehalten.

Dem Bremen-Verdenschen Bauernhause ähnelt am meisten das l ü n e b u r g i s c h e. Zwar sind die Pferdeköpfe am Dachfirst, wenigstens in der Gegend zwischen Ülzen und Garburg, gegenteilig gestellt, so daß sie einander zugekehrt sind. Auch herrscht die Neigung vor, Diele und Flett voneinander zu trennen. Aber die Raumverteilung ist im wesentlichen die gleiche. — Das o l d e n b u r g i s c h e Bauernhaus, besonders das A m m e r l ä n d e r, führt am Dachfirst nicht Pferdeköpfe, sondern den Einbaum, der starke Ähnlichkeit mit dem sogenannten Wendenknüppel Osthannovers hat. Auch besitzt es meist nicht den aus dem Boden hervorragenden Herd. Bemerkenswerterweise hat es von den Zimmern hinter der Herdwand das mittlere bevorzugt und es als Staats- und Wohnstube eingerichtet. Infolgedessen ist auch die Howand nicht an den Seiten, sondern in der Hausmitte. —

In Berlin gibt es ein weltberühmtes Museum. In diesem ist mit viel Mühe und Fleiß und unter Aufwendung riesiger von Reich und Staat zur Verfügung gestellter Gelder der griechische Altar der Kleinasiatischen Stadt P e r g a m o n aufgestellt. Hier wird den Deutschen vor Augen geführt, welche Formen der Kult der Kleinasiatischen Griechen etwa 400 Jahre vor der Zeitwende gehabt haben kann. Unser Bauern-

haus ist für uns ein ebensolches Kleinod, das wert ist, in mindestens gleichen Ehren gehalten zu werden.

Wenn du, deutscher Mann, du, deutsche sinnende Frau, und vor allem du, deutsche Jugend, dieses Haus betrittst, so komm gesammelt und in Andachtsstimmung. Schon von der großen Tür aus siehst du auf dem noch 25 m entfernten Herde die heilige Flamme brennen, die zu Germanenzeiten nur einmal im Jahre, in den geweihten Nächten, unserem heutigen Weihnachten, gelöscht wurde. Die Frau des Hauses geht ab und zu. Setze dich auf die lange Truhe zur rechten Seite der Diele. Dort stört dich kein aufdringliches Fenster. Die Diele vor dir liegt in Dämmerung, aber auf dem entfernteren Flett ist es licht. Vor dir stehen die sechs Woolständler von je einem halben Meter Breite. Sie tragen das schwere Dach des Hauses und erinnern in Art und Zweck an die Säulen der gotischen Kirchen. Wie in diesen, so strahlen auch in unserem Bauernhause von den Hauptträgern die eichenen Kopfbänder, die die schwere Decke stützen müssen, nach allen Seiten aus. Ich sage nicht, daß unsere Gotteshäuser ihr Vorbild im Germanenhouse haben. Undenkbar aber ist es, daß das viel ältere niedersächsische Bauernhaus seine baulichen Gedanken von den Kirchen entlehnt habe. Freilich besteht zwischen beiden eine auffallende Übereinstimmung, die in einer baulichen Notwendigkeit ihre Wurzel hat, nämlich darin, daß gewaltige Dächer nicht von den Außenwänden getragen werden können — die würden von der Last des Daches einfach beiseite gedrückt werden —, sondern daß man dazu säulenartiger Träger bedarf. Das sind in den gotischen Kirchen die himmelanstrebenden Pfeiler, in unserem Bauernhause die Woolständler.

Wo größere Kirchen langgestreckt gebaut sind, haben sie zwischen den tragenden Säulenreihen das Haupt- oder Mittelschiff. Reicht das Dach nach beiden Seiten über diese Pfeiler hinaus, dann entstehen rechts und links die Seitenschiffe. Das ist wiederum eine Übereinstimmung mit unserem Bauernhause. Auch in diesem reicht das Dach weit über die Woolständler hinaus, so daß auch hier an jeder Seite langgestreckte Räume entstehen, die den Seitenschiffen der Kirchen entsprechen. Richten wir unseren Blick nunmehr auf den Fletttraum, dann kommen wir an einer weiteren Ähnlichkeit mit dem Kirchenbau nicht vorbei. Der hintere Raum weitet sich nach beiden Seiten. So auch sehen wir's bei den Kirchen, die diese Erweiterung als „Querschiff“ im Kreuzbau noch besonders betont haben.

Deutsche Männer und Frauen, verachtet nicht das heimatliche Erbe, das in euren unverfälschten Bauernhäusern aufgespeichert ist! Es gleicht

dem Goldkorn, das unbeachtet im Staube vor euren Füßen liegt. Bisher hat das deutsche Volk bestaunt, ja verehrt, was in längstvergangenen Zeiten in Griechenland, Rom und Asien geschaffen wurde. Und wenn wir's recht besehen, war's meist nur dasjenige, was die Fremden vor Jahrtausenden unseren Ahnen abgesehen hatten. Zum Dank dafür wurden unsere Väter Barbaren gescholten und mit Krieg überzogen. In den uns näherliegenden Zeiten war es nicht anders. Unsere Gedanken und Schaffenskräfte wurden aufgenommen und nutzbar gemacht — als Volk blieben wir die Barbaren. Wir aber waren so töricht, in unseren höheren Schulen den größten Teil der Zeit dazu bereitzustellen, jene Völker in Schrift, Bauweise und Gedankengut zu bewundern. Achten wir lieber auf das, was uns Boden und Arbeit unserer angestammten Heimat bieten! Wir finden dort kein Barbarentum, sondern mutigen Kampf mit der heimatlichen Scholle, hohe geistige Kultur, innige Gottesverehrung und den Glauben an ein jenseitiges Leben. Wir Deutschen wollen uns wieder zurückfinden zu dem Ahnenerbe am heimischen Herde. Achtet daher eurer Väter Schaffen und eurer Vorfahren Erbgut, dann ehrt ihr euch selbst!

3. Vom Werden unseres Heimathauses

Das Heimathaus Irmintraut ist nicht, wie die meisten Häuser ähnlicher Art, für Schauzwecke besonders aufgebaut. Sondern wir stehen hier vor einem bodenständigen Bauernhause, das mehrere Jahrhunderte hindurch einer Fischerhuder Bauernfamilie als Wohn- und Schaffensraum gedient hat. Soweit es sich feststellen läßt, hießen alle Eigentümer des Hofes Hinrich Tietjen. Der letzte Hinrich Tietjen starb kinderlos im Jahre 1916, seine Frau Tibke geb. Bartels 1923. Das Haus erbte deren Nichte, Fräulein Luise Lapp in Düsseldorf, von der es die gegenwärtigen Inhaber im Jahre 1933 erwarben.

Schon an anderer Stelle ist betont worden, daß das Haus der Pflege von Ahnenbewußtsein und der Förderung von bodengewachsenem Deutschtum dienen soll. Wir wollen das Tages- und Festerleben unserer Voreltern, soweit wir können, vor unsern Augen neu erstehen lassen. Dazu brauchten wir die Arbeits- und Wirtschaftsgeräte des täglichen Lebens, die noch eben in unseren Familien vorhanden waren, aber bereits in Gefahr standen, verlorenzugehen. Das eben wollten wir durch Gründung unseres Heimathauses verhindern. Im Zusammentragen des Kultur- und Gebrauchsgutes hat uns die Einwohnerschaft

und besonders die Schuljugend in rührender Weise unterstützt. Was das Tagesleben des Bremen-Verdener Niedersachsen ausmachte, kann nunmehr in fast lückenloser Weise gezeigt werden.

Bedeutsamer aber als alle Kleinstücke ist das ehrwürdige Haus selber. Es gestattet einen Blick in eine vielhundertjährige Vergangenheit. Sein Alter läßt sich mit Sicherheit nicht bestimmen. Meist finden wir Angaben über das Alter von Häusern in den Hausbalken der Vorderwand. So lesen wir auf den Balken von noch heute in Fischerhude bewohnten Häusern die Zahlen 1734 (Stockfisch und Wilhelms), und 1768 (Heimathaus und Küsel). Aber solche Zahlen sind mit Vorsicht aufzunehmen. Wohl steht ein Gebäude gewöhnlicher Art kaum länger als 200 Jahre, und auch die echt und schwer gebauten Häuser bedürfen nach der gleichen Zeit einer Erneuerung von Teilen, etwa der Giebel oder der Seitenwände. Wenn die Vorderwand oder noch mehr erneuert wird, pflegt das Haus die neue Jahreszahl sowie die Namen der neuen Bauherren zu erhalten. Hin und wieder ist dann der alte Hausbalken mit der ersten Inschrift im Hausinnern verwandt worden. So nennt der jetzige Hausbalken von Diekerhus (Nr. 17) die Jahreszahl 1817, der innen verbaute die Zahl 1623 nebst der Inschrift: „WOL GODT VORTRVWET DE HEFT WOL GEBVWET“. Auf dem Lindenlaubischen Hausbalken lesen wir: „ANNO · 1641 · WOL GODT VORTROWET HEET WOL GEBOWET“.

Der Hausbalken des Heimathauses trägt die Inschrift: „DER HERR BEWAR VND SEGENE DIESES HAVS · ALLE DIE HIR GEHEN EIN VND AVS · HALT IM GEDACHTNISZ JESVM CHRISTVM · DER AVFERSTANDEN IST VON DEN TODTEN AVS DEM SAMEN DAVID · 2 THIMOTHEVM 28. INEN IST HINRICH TITIEN · ALHEIT TITIENS GEB WILKENS · ANNO 1768 DEN 3 MAY.“ — Aber das starke Innengebälk redet eine andere Sprache. Solche massigen Eichenbohlen, wie wir sie im Hausinnern vorfinden, wurden nach dem Dreißigjährigen Kriege nicht mehr verwandt. Das Haus wurde errichtet von einem wohlhabenden oder gar reichen Bauern, der in feiner Weise zu sparen brauchte. Ein Zeichen für den echten und soliden Sinn des Bauherrn ist die hervorragend gute Grundlegung. Alte Leute pflegten von einem wohlgegründeten Hause zu sagen: „Dat Hus steiht up Filsen.“ Das trifft hier buchstäblich zu. Wir wissen, daß die Last des Daches nicht von den Außenwänden, sondern von den die Diele begleitenden Woolständern getragen wird. Jeder dieser auffällig schweren und breiten Ständer (sie sind 50 × 25 cm stark) ruht nicht auf einem gewöhnlichen Findling, wie bei den meisten unserer alten Häuser, son-

dern auf einem sorgfältig behauenen und genau gerichteten Felsblock. Wo aber das Flett das Ausfallen je eines Woolständers notwendig macht, da ist im Woolwerk unter den in der Richtung der Längsachse verlaufenden Gausbalken noch ein riesiger Woolbalken von ebenfalls 50×25 cm Stärke und 6 m Länge gelegt. Es ist erstaunlich, welche Fülle von Eichenholz in dem Hause verwandt worden ist. Jeder der Gausbodenbalken ist ein besonders guter Eichenstamm für sich. Dazu kommen die 12 Woolstände und zwei Woolbalken. All dieses weist darauf hin, daß das gewaltige Tragwerk von einer ganz besonderen Zeit errichtet worden ist. Bedenken wir des weiteren, daß der gesamte Dachboden mit starken Eichenbrettern belegt werden mußte, dann fragen wir, wie es überhaupt möglich war, etwa 30 der besten Eichenstämme zu einem einzigen Gausbau zu beschaffen. Nach dem Dreißigjährigen Kriege war so viel Eichenholz nicht mehr aufzutreiben. Da gibt es nur eine Lösung: Dieses starke Eichengerüst ist v o r dem Dreißigjährigen Kriege aufgestellt. Schon zu Beginn desselben begannen die Eichen knapp zu werden; die Regierung zu Lüneburg erließ im Jahre 1618 eine Verordnung, die das Verwenden von Eichen zu Eichenbolzenzäunen verbot*). Das ebenfalls mit der Jahreszahl 1768 bezeichnete Haus Küsel in Bredau trägt bereits die Züge einer neueren Zeit. Es hat nicht mehr die schweren Woolstände von 50×25 cm, sondern leichtere von 40×20 . Die Seitenwände sind schon dreizeilig, während diejenigen des Heimathauses zweizeilig, mithin bedeutend niedriger sind. Es ist schlechterdings nicht zu verstehen, wie der mit dem Eichenholz so verschwenderisch umgehende Hinrich Tietjen im Jahre 1768 niedrige, altmodische Seitenwände bauen konnte.

Es muß wohl anders gewesen sein. Wir haben oft genug erlebt, daß ein Eigentümer seine Vorder- oder auch die Hinterwand erneuert. Auch die Seitenwände können erneuert werden, ohne daß der Hauskern irgendwelche Beeinträchtigung erleidet. So ziehe ich den Schluß: Bauer Hinrich Tietjen hat 1768 gar nicht das Haus von Grund auf neu gebaut, sondern nur die Vorderwand erneuert. Dabei ging es ohne eine Unregelmäßigkeit in der Fachwerkteilung nicht ab. Der Gausbalken mit den alten Inschriften fiel, und ein neuer wurde eingesetzt, der von den früheren Zeiten des Ech- und Wuchtigbauens nichts berichtete.

So auch nur wird die Enge der Viehställe erklärlich. Die messen vom Woolstände bis zur Außenwand nur 1,95 m. Das 1768 neugebaute Haus von Küsel hat schon Viehställe von 2,20 m Weite. Die

*) Bomann, Bäuerliches Hauswesen und Tagewerk im alten Niedersachsen, S. 60.

Lösung ist einfach: man hat 1768 nicht mehr das Zwergvieh aus der 200 Jahre zurückliegenden Zeit gehabt. Immerhin mochte die Enge der Viehställe noch eben hingehen, denn man konnte einerseits nicht die für die Ewigkeit gebauten Woolstände mit der Felsenunterlage versetzen, und die Außenwand war auch unverrückbar. So ließ Bauer Tietjen das Balken- und Woolwerk, wie es war, und begnügte sich mit der Erneuerung der Vorderwand.

Wir kommen um die Annahme nicht herum, daß das Tietjenhaus im Jahre 1768 schon alt und erneuerungsbedürftig war. Das durch und durch schwer und echt gebaute Haus muß damals schon gute 200 Jahre alt gewesen sein. Sein Geburtsjahr, so nehme ich an, ist etwa in die Zeit um 1550 zu verlegen.

Eine besonders gute Hinterlassenschaft des Hauses stammt aus dem Jahre 1816. Es ist das viel bewunderte Flett (s. S. 23). Etwa um die gleiche Zeit wird auch das an der Nordseite liegende Zimmer für Mädchen oder Altenteiler (auch als Spinnstube verwandt) entstanden sein.

Das Jahr 1877 ließ wesentliche Neuerungen entstehen, die dem Charakter des Hauses schaden. Damals verheiratete sich der letzte Heinrich Tietjen. Die Zeit wollte den ehrwürdigen Rähmen mit offenem Herd nicht mehr dulden. Hovandlager waren unmodern geworden und wurden von den Behörden für ungesund erklärt. An deren Stelle traten enge und niedrige Schlafkammern, die dem Flett Raum und Licht nahmen. Die Blang'türen mußten einteilig werden und alle Stubentüren hohe Formen annehmen. Schon vorher hatten die in Blei gefaßten Fenster den großscheibigen, in Holz gefaßten Platz gemacht. Eine Schärwand wurde gezogen, die Dreschstaub und Viehgeruch von den Wohnräumen fernhalten sollte. Später wurden auch die Viehställe nach der Diele hin verbreitert. Aber das geschah durch Hinausrücken der Stallbäume auf die Diele. Den Woolständern geschah kein Leid; sie wurden nicht, wie das in vielen alten Häusern zwecks Stallverbreiterung geschah, nach der Diele hin versetzt. Überhaupt wurde bei allen Neuerungen der fortschreitenden Zeit an der Balkenlage und der gesamten Raumeinteilung nichts geändert. Die war so gut und räumig, daß sie auch noch im vierten Jahrhundert ihres Lebens geduldet werden konnte.

4. Hof und Hausansicht

Nach niedersächsischer Sitte ist der Hofraum eines Bauern von Eichen beschattet. Wir haben auf unserem Hof etwa 40 derselben,

große, mittlere und junge. Es ist ein ewiges Kommen und Gehen wie unter uns Menschenkindern auch. In der Nähe des nördlichen Eingangs stehen eine hochbetagte sonderbare Hainbuche und ein herrlicher alter Nußbaum. Der Hof ist eingefaßt von einer immergrünen Hecke von Hülſen oder Stechpalmen (Ilex).

In der Nähe des Haupteinganges liegt noch ein Rest Heidelandes mit Steinblöcken, Wachholder und Bienenschauer. Ein ähnliches Stück haben wir noch jetzt vor dem Eversſchen Hofe in Bredenau. Nicht weit von der Großen Tür begegnen wir dem Ziehbrunnen, dem alten Wahrzeichen des Bauernhofes. In der Nordwestecke finden wir die Freude jeder Altbäuerin, den traulichen Backofen, und als außerordentliche Sehenswürdigkeit werden wir unseren Gästen wahrscheinlich einen Steinzeitbackofen zeigen können. Das Heimathaus wäre nicht vollständig, wenn es nicht eine Polhütte mit allem Zubehör beſäße. Sie ist auf der an der Südseite liegenden Wiese aufgebaut und zeigt ſämtliche Geräte und Einrichtungen, die für den in Fiſcherhude ſeit Urväterzeiten geübten Entenfang notwendig ſind. — Was an Nebengebäuden, wie Speicher, Backhaus, Scheune und Wagenschauer noch fehlt, ſoll in den nächſten Jahren nach und nach in der alten Weiſe errichtet werden.

Wer ſich weiter öſtlich, etwa auf der zur Mühle führenden Straße aufhält, ſieht in des Heimathauſes treues Angeſicht. Wie ein Gnom mit Zipfelmütze verbirgt es ſich unter dem Blätterwerk. Wir ſchauen die rieſigen weißen Augen, Naſe, Mund und die breiten, hängenden Backen. Das Haar fällt dem Alten bis auf die Stirn herab. Ein Zug von abgeklärtem Ernſt liegt auf dem Antlitz des nahezu Vierhundertjährigen, zugleich auch des Väterlichen eines getreuen Eckart.

An der Friedhofsmauer ſehend, laſſen wir unſeren Blick auf der 31 m langen Seitenwand des Hauſes ruhen. Iſt es nicht, als ob das ehrwürdige Hausgebilde durch Märchenkräfte aus dem Boden herausgehoben wäre? Das Storchneſt und die Donarroſſe hat es mit in die Höhe genommen, als wolle es predigen von der fernſten Zeiten Glauben und Hoffen, Glück und Leid.

Uralte Sinnbilder trägt die niedrige Mauer. Jede zweite Wand ſchaut uns mit ihrem Strahlenauge unverwandt und freundlich an. Es ſind die alten Zeichen des Halbſonnenrades. Ergänzen wir dieſe Fenster zu einem Vollrade, dann haben wir das Sonnenrad mit ſechs Speichen, wie es einſt bei den geweihten Feſten der Germanen, beſonders dem Rad- oder Julfeſt (unſerm heutigen Weihnachten), verwandt wurde. Sechs Speichen trägt es, jede deutet auf zwei Monde, den ſechſten Teil des Jahres hin. Anfänglich, um 1550, waren von dieſen Fenſtern noch

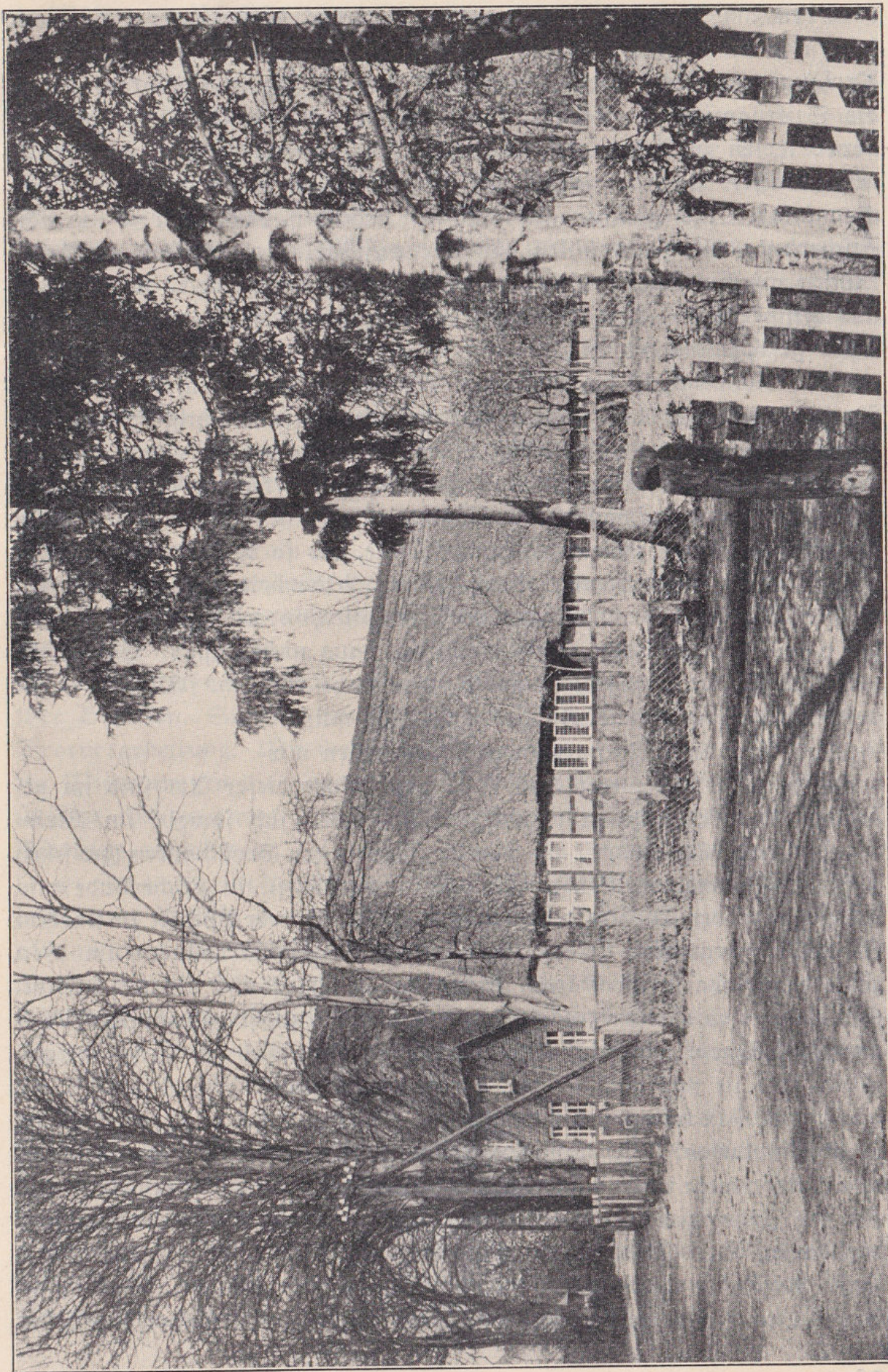
keine vorhanden. Fensterglas war damals noch selten und teuer, und man begnügte sich mit äußerst wenig Licht. Erst um 1770 kamen ovale Stallfenster auf. Eines derselben gewahren wir zwischen den beiden Weißwänden. Nach 1800 wurden die Halbsonnradfenster allgemein zur Dielenerhellung verwandt. Es ist wohl nicht von der Hand zu weisen, daß sich in ihnen ein unbewußtes Aufflammen einer alten Volksvorliebe offenbarte.

Flett- und Zimmerfenster sind wohl schon beim Erbauen des Hausfernes von der gleichen Art gewesen, wie wir sie jetzt mit aller Sorgfalt und nach endlosen Erwägungen wiederhergestellt haben. Nur die Fenster der Südwand sind dem Lichtbedürfnis eines Schauraumes entsprechend größer gehalten. Alle sind in Blei gefaßt und fleinscheibig. Große Scheiben herzustellen, war um 1600 noch nicht möglich. Man vergleiche die Scheiben des Bremer Rathausgiebels oder einer mittelalterlichen Kirche mit unseren. Von innen geschaut, verleihen die spinnwebartigen Scheibchen dem Raume den Hauch des Traulichen und zugleich des Geborgenseins.

Die Seitentüren des Hauses waren in ursprünglicher Fassung nicht mehr vorhanden. Aber die Einatzstellen waren noch bemerkbar, und so sind sie nach den besten und ältesten Fischerhuder Vorlagen in früherer Form und Größe und aus altem Eichenholz angefertigt worden. Die Große Tür mit dem Dössel haben wir in der gegenwärtigen Form vorgefunden. Letzterer stammt wohl aus dem Jahre 1768, ist möglicherweise aber auch älter, da er im Vergleich zu gleichaltrigen Dössels eine überaus starke Abnutzung aufweist. Etwa einen Meter vom Boden entfernt trägt er das altgermanische Zeichen der Sonnenrose, und zwar anscheinend der siebenstrahligen. Der Anstrich mußte erneuert werden.

Das Holz des Fachwerks fanden wir geteert vor. So ist es im 16. Jahrhundert sicher nicht Brauch gewesen. Es war damals entweder ganz ohne Anstrich oder farbig gehalten. Wir haben die jetzt noch gebräuchliche Grünfärbung gewählt.

Von den Fachwerkwänden waren ursprünglich wohl keine oder nur wenige mit Backsteinen versehen. Sie waren damals gewällert oder gedeilt, dann mit Lehm beworfen und verputzt. Wir haben zwei dieser Wände in der Nordwand nach alter Weise wiederhergestellt. Innen ist der Putz offen gelassen, um die Technik des Wällerns und Deilens zu zeigen. Im Laufe der Zeit haben die Fächer Rotsteinfüllung erhalten. Das war nötig, um dem alternden Fachwerk Halt und Stütze zu geben. Zugleich trug es der Vorliebe für Farbenfreude Rechnung.



Oben am Dachfirst gewahrt der Besucher sowohl vorn als auch hinten je ein liegendes Kreuz aus Holz. Diese Kreuzbretter bilden die Verlängerung des Schlußsparrens. Nur durch schwache Einkerbung ist die Seitenansicht eines Pferdekopfes erkennbar. Solches allzu deutlich hervortreten zu lassen, war vor mehr als tausend Jahren gefährlich; denn Kaiser Karl verfolgte das Zeigen dieser Sinnbilder mit einer Grausamkeit ohnegleichen. Wir müssen bedenken, daß kaum 30 km von Fischerhude, bei Salzmühlen vor Verden, Karl 4500 Sachsen zu Beratungen zusammenrief und sie dann heimtückisch hinhordete. Es lebt kein aus Fischerhuder Blut Gebürtiger, dem damals nicht mindestens ein Ahne geköpft worden ist.

Das Rohrdach ist der besondere Schmuck unseres Hauses. In seiner Ausdehnung und Ungegliedertheit macht es einen wuchtigen Eindruck. Zugleich erinnert es daran, daß unsere Ahnen sämtlich unter Dächern von Rohr oder Stroh gewohnt haben. Diese hielten im Winter die so gesuchte Wärme zusammen und spendeten im heißen Sommer den unten liegenden Räumen jene erfrischende Kühle, die so wohltut, wenn man nach staubiger Wanderung oder schwerer Feldarbeit das Haus betritt.

Zu der Eigenart unseres aus dem 16. Jahrhundert stammenden Hauses will die rückwärtige Giebelwand durchaus nicht passen. Sie in ursprünglicher Art wiederherzustellen, war nicht möglich. Wir haben sie daher in der vorgefundenen Form belassen müssen.

Der besonderen Aufmerksamkeit empfehlen wir

a) das **Hofstor** mit dem **Stegel**. Tore dieser Art sind im gesamten Chausenlande gebräuchlich. Sie finden sich sowohl im Kleinchausenlande (Oldenburg) als auch im Gebiete der Großhausen (zwischen Weser, Wümme und Elbe). Noch heute werden sie in Fischerhude zum Verschließen der Viehweiden gebraucht. Als Hofstore sind sie in starkem Schwinden begriffen. Übersteige wie der Stegel waren noch um 1860 zwischen nachbarlichen Gärten sowie zwischen Hof und Garten beliebt. Sie gestatteten ein leichtes Hin- und Herüber, hinderten aber das Vieh am Eindringen. Manche Erzählungen knüpfen sich an diese Stegel. Heute sind sie nur noch an der Kirche vorhanden;

b) den **Ziehbrunnen** mit der Ummauerung aus gerundeten Sandsteinplatten. Sie stammen aus dem Wesergebirge und sind auf dem Wasserwege nach Fischerhude gekommen. Dieser Brunnen hat mehr als 300 Jahre einer nachbarlichen Familie gedient. Er ist ein Geschenk des Herrn Klaus Blanken in Fischerhude. — Man möge versuchen, mit welcher spielender Leichtigkeit der 3 bis 4 Zentner schwere Findling an dem kurzen Hebelarm den gefüllten Wassereimer hebt. Anderseits kostet

es Mühe und Vorsicht, den leeren Eimer wieder nach unten zu drücken und ihn zu füllen;

c) der **Eichenzaun** war vor dem Jahre 1600 allgemein gebräuchlich. Wusste man doch, daß kein Stück Vieh darüber hinwegging. 1618 wurde das Anlegen solcher Zäune verboten, um die Vernichtung der Eichenbestände zu verhüten. An ihre Stelle trat das Rickels (Stafett, s. Südostseite des Hofes) und für Gärten der Lattenzaun. Als Fischerhude noch ein geschlossener, durch Wall und Graben geschützter Flecken war (1400—1600), ist solch ein sparriger Eichenzaun wahrscheinlich seine Hauptbefestigung gewesen. Gegenwärtig sind diese Umzäunungen selten geworden und werden nur noch im Lüneburgischen angetroffen;

d) **Flechtzäune** mit wagerechtem und senkrechtem Flechtzug zeigen wir westlich vom Haupttor. Sie gehörten früher zu den gewöhnlichsten Hof- und Garteneinfriedigungen. Noch 1886 wurde ein Zaun der ersteren Art um das Gehöft von Ewers in Bredenau neu geflochten;

e) **Bienenschauer**. Ein Bauernhof, dem es an Raum nicht mangelt, hat Bienenstöcke, wenn sein Besitzer ein besinnlicher Mann ist. Wir haben ein Bienenschauer mit Machandelbäumen auf unserem Hofe nicht entbehren wollen;

f) **Backöfen**. Noch um 1880 hatten besonders die Kleinbauern ihre Backöfen. Sie sind das Schlußglied in der Kette der Getreide- und Brotverarbeitung. Mit welchem Behagen, aber auch mit welcher besorgter Miene trugen die Frauen ihr Brot zum Ofen! Und wie zufrieden strahlte ihr gerötetes Gesicht, wenn sie die wohlgeratenen Laibe der Ofenhitze entnahmen!

g) **Steinzeitbacköfen**. Der bekannte Altertumsforscher Müller-Brauel hat im Kreise Zeven neben vielen beschädigten einen guten Steinzeitbackofen entdeckt. Der Fund ist noch unberührt. Herr Müller-Brauel ist im Grundsatz einverstanden, den Backofen auf dem Hofe unseres Heimathauses aufzustellen und ihn der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Bei der Drucklegung dieses Heftes waren die Verhandlungen noch nicht abgeschlossen;

h) **Polhütte**. Das ist eine Vorrichtung für den nächtlichen Entenfang. Um 1600 war diese Art Jagd noch im ganzen Wümmetal bis über das Blockland hinaus üblich. Sicher gehörte sie vor 2000 und mehr Jahren in dem breiten Tal von Wümme und Hamme zur täglichen Gewinnung von Nahrung. Gegenwärtig ist wohl nur noch in Fischerhude diese uralte Jagdart, eine ausgesprochene Rojenjagd, gebräuchlich. (Vgl. Speckmann, Wolken und Sonne.) Es sind Bestrebungen im Gange,

diese Jagdart auch für die Zukunft lebendig zu erhalten. Die hier aufgestellte Polhütte nebst Zubehör verdanken wir dem Entgegenkommen von Herrn Körber in Fischerhude.

5. Das Flett

Betritt man das niedersächsische Bauernhaus durch eine der Seitentüren (hier Blang'ndören, von bilang, eigentlich Längsseit-Türen), dann gelangt man auf das Flett. Das nimmt die gesamte Breitseite des Hauses ein. Es steht zwischen Diele und Viehställen einerseits und den Wohn- und Schlafräumen der Familie anderseits. — Das Flett ist Wohn- und Aufenthaltsraum für alle Angehörigen des Bauernhauses. Von beiden Seiten hat es reichlich Licht und Luft und gestattet den Blick über die gesamte Diele, sowie über alle Wohn- und Schlafräume des Hauses.

a) Der Fußboden des Flettes besteht aus besonderer Pflasterung mit runden oder flachrunden Steinchen, die in ein Lehmbedt eingelassen sind. Unser Flettboden ist ein Meisterstück der Steinsetzkunst mit reizender, aus aufrecht gestellten Flachsteinen bestehender Musterung. Die Steinchen stammen aus der Weser. Vor der Herdmitte sind die Zeichen HTANT 1816 eingepflastert. Sie bedeuten „Hinrich Tietjen, Ann Nete Tietjen“. Die seitlichen Unterschläge haben andere, dem Raum besonders angepasste Pflasterung. Auf der Abbildung (Seite 23) nimmt sich der Boden wie ein großer, schöner Teppich aus. — Inmitten des Flettes steht

b) der Herd. Dort ist die Stätte der Haupttätigkeit der Hausfrau, der Mittelpunkt der abendlichen Geselligkeit, des gemütlichen Plauderns und Rauchens. In Fischerhude kennt man sowohl die eckige, als auch die runde Form des Herdes. Als wir das Haus übernahmen, war der ehrwürdige Herd nicht mehr vorhanden. Wir haben ihn in der älteren, runden Form, und zwar in Feldsteinmauerung, wieder aufgebaut. Zwei Eisenreifen hindern das Auseinanderfallen. Die Herdhöhe beträgt 30 cm. In seiner Mitte ist das Feuerloch, das nach unten durch einen Kof abggeschlossen wird. Zur Herausnahme der Asche verläuft nach beiden Seiten ein Aschenkanal.

Für den Abzug des Herdrauchs sind erst in den letzten 70 bis 80 Jahren in unseren niedersächsischen Bauernhäusern Schornsteine errichtet worden. Vor dieser Zeit verteilte sich der Rauch über Flett und Diele, stieg die Luken zum Dachboden hinauf und durch das Kulenloch ins freie. Der größte Teil entwich durch die viel benutzten und im

Sommer offenen Blang'ndören oder gar durch die Große Tür. Ein nicht übermäßiges Maß von Rauch wurde von den Hausbewohnern angenehm empfunden. Es ist ein prachtvolles Bild, wenn der aufsteigende Rauch den Rähmen erreicht, Donars Kasse und die oben im Wiemen hängenden Schinken, Speckseiten und Würste in seine Wolken hüllt und dann an der Decke entlangwallt. Gegenwärtig haben auch die letzten Rauchhäuser in Fischerhude sich der neuen Zeit unterworfen, so daß außer im Heimathause nirgendwo mehr das offene Herdfeuer brennt.

Zu den unumgänglichsten Herdgeräten gehören ein Püster (Handblasbalg), wohl auch ein Flintenrohr als Mundblasbalg und der Feuerstülper (s. Abbildung S. 23), der abends über das Feuerloch gestellt wird. Am Morgen wurde aus den in der Asche noch vorhandenen Glutresten das Feuer neu angefacht. Nach 10 Uhr abends waren der Nachtwächter oder Feuergeschworene verpflichtet, sich von dem ordnungsmäßigen Zustand der Feuerbewahrung zu überzeugen. Daß mit Feuer und Licht sorgsam umgegangen wurde, darüber bestanden seit Hunderten von Jahren strenge Vorschriften. Nie ist das eng zusammengedrückte Fischerhude von einer größeren Feuersbrunst heimgesucht worden, wie andere Dörfer und Städte. Anbauern und Häuslinge hatten in früheren Zeiten kein Herdrecht, d. h. sie durften in ihren Häusern keinerlei Feuer anzünden, sondern mußten auf dem Herde des Großbauern, aus dessen Familie sie abgezweigt waren, kochen. — Des Flettes geheimnisvollste Einrichtung ist

c) der R ä h m e n , auch Donarschlitten genannt. Sachlich ist er eine Vorrichtung zum Aufhängen des Kesselhakens, der den Kessel über dem Feuer schwebend erhält, und zum Funkensfang. Mit ihm aber sind Sinnbilder verknüpft, die germanische Gottesvorstellungen tragen. Die beiden sich stolz aufbäumenden Pferdeköpfe gelten als Diener dessen, der in den Wolken donnert und sich im Wetter in Flammen und Rauch hüllt wie die Kasse des Rähmens über dem Herd.

Unser Herdrähmen stammt aus dem 1734 erbauten Bohns-Stockfischhause und ist ein Geschenk der Herren Stockfisch und Cordes. Er hat also bereits lange Jahre Herddienst getan und begeht in diesem Jahre seinen 200jährigen Geburtstag. Seine Decke, die die Funken auffangen soll, besteht aus buchenen Bohlen. Beim Einlassen des Rähmenbalkens in die Herdewand zeigte es sich, daß seine Zapfen genau in die Öffnungen paßten, die früher den alten Groß-Tietjen-Rähmen getragen hatten.

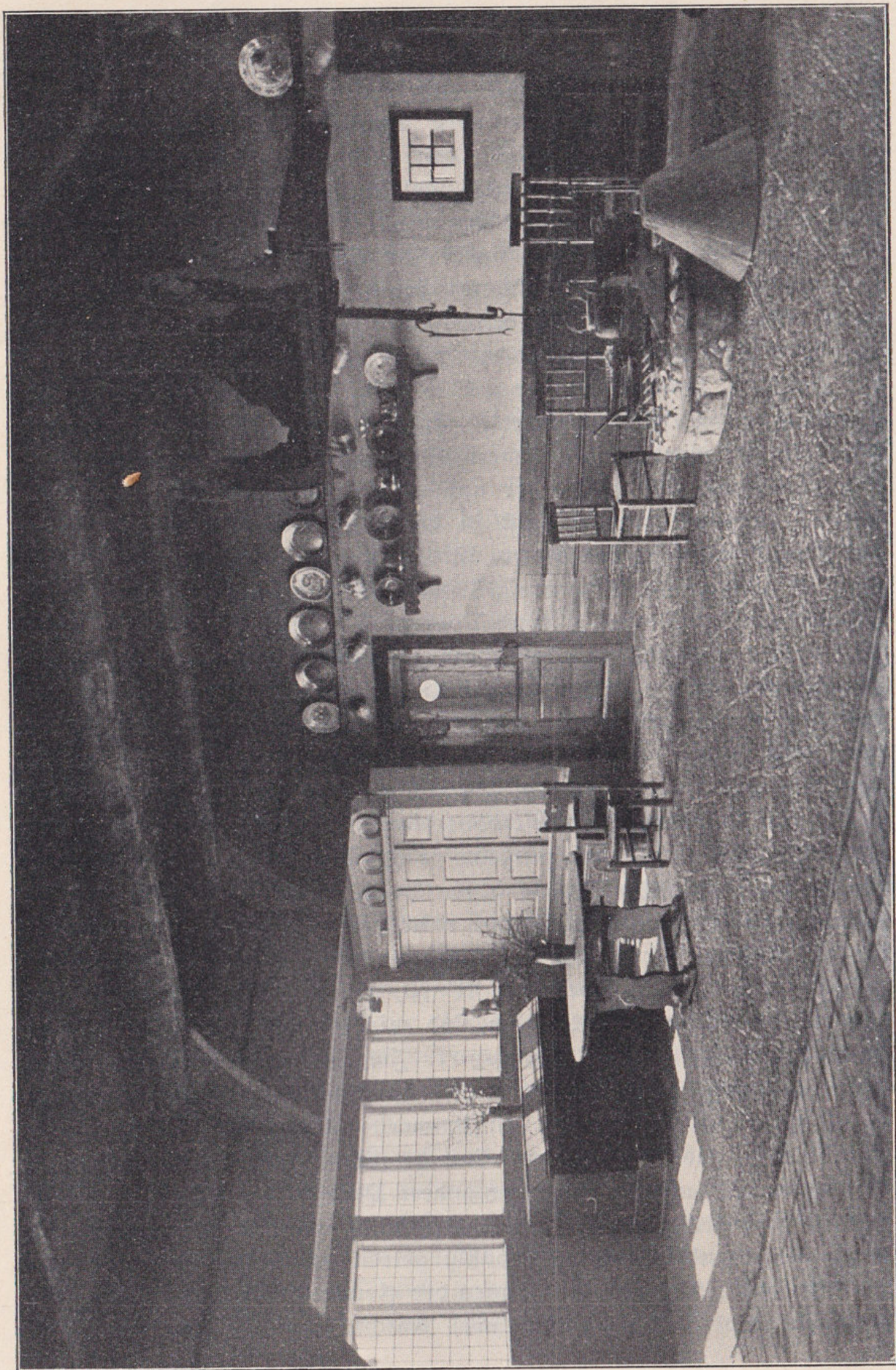
Eine Kollbohle des Rähmens trägt den eisernen K e s s e l h a k e n . Dieser stammt aus dem Hause Cordes-Sündermann. Durch sägeartige Einkerbungen ist er verstellbar. Der unten befindliche Haken hält sowohl

den großen Braukessel oder den schweren Waschkessel, als auch, an einem besonders angehängten Eisenfinger, den leichten Milchkessel aus Messing oder den eigenartig geformten Wasserkessel. Zum Kochen des Mittagessens bediente man sich besonderer eiserner Grapen mit drei Füßen. Der Stolz der Hausfrau aber war der große, nur von zwei Personen bewegbare Braukessel aus Kupfer, in dem auch das Hochzeitessen gekocht wurde. Die Fischerhuder Kupferkessel sind in der Kriegszeit dem Vaterlande geopfert worden.

Selbstverständlich kann an dem Kesselhafen immer nur ein Kessel hängen. Will man mehrere Kochtöpfe, Pfannen, Tiegel oder Roste beschicken, dann entnimmt man dem Feuerloch Glut und bereitet sich auf der Herdfläche so viel Kleinf Feuer als man braucht. Über diese Feuer werden die dreibeinigen Grapen gestellt oder die Pfannen auf Dreifüßen oder die Wurst- und Alaroste. — Von den Herdgeräten dürften zwei besonderer Aufmerksamkeit begegnen, nämlich der Kaffeebrenner (zum Schütteln) und das Krullkucheneisen. Beides sind ausgesprochene Begleiter des offenen Herdfeuers. Ersterer wird über dem Feuer hin- und hergeschüttelt, bis der Kaffee gut ist. (Die Fischerhuder haben mehr deutschen als afrikanischen Kaffee gebrannt.) Das Krullkucheneisen ist der Vorgänger unserer heutigen Waffeleisen. Der Teig wurde zwischen die beiden Platten getan und das Eisen dann in die Flamme gehalten. Die Kuchenbäckerin zählte je nach der Stärke der Flamme bis sechzig oder achtzig, und der Kuchen war gar. Er wurde herausgenommen und sofort aufgerollt. — Zu dem Flettbestande einer früheren Zeit zählten auch die

d) Braugeräte. Dazu gehörte die Malzdarre, eine etwa 4 qm große Platte zum Ankeimen der Gerste, die auch zum Dörren verwandt wurde, der schon erwähnte Braukessel, das hölzerne Kühlfaß und das Bierfaß. Letzteres stand an der Herdwand und ein Bierkrug beständig darauf. Wer Durst hatte, konnte trinken. Das allgemeine Bierbrauen — es handelte sich um ein ganz leichtes, erfrischendes Getränk — hörte in Fischerhude schon gegen 1830 auf. Vereinzelt wurde aber noch bis gegen 1870 gebraut, besonders in der Heu- und Erntezeit.

e) Auf der rechten Flettseite steht der große, runde Esstisch für die ganze Familie. Er kann aufgeklappt und an die Wand geschoben werden und stellt dann einen Sitz dar. An diesem Tische wurden Sommer und Winter alle Mahlzeiten eingenommen. Wenn es sich um Suppe oder Milchspeise handelte, stand mitten auf dem Tisch die große Suppenschüssel, in die jeder mit seinem Holzlöffel hinein-



langte. Frauen und Kinder aßen mit „geraden“, Männer mit „schiefen“ Löffeln. Im Alter von 12 Jahren aber hielten die Jungen das Essen mit „geraden“ Löffeln nicht mehr aus. Lieber aßen sie gar nicht als mit einem Frauen- oder Kinderlöffel. Meist hatte jedes Familienglied „seinen“ Löffel, den andere nicht anrühren durften. In späterer Zeit, etwa nach 1850, wurden für das Essen von Suppe irdene Teller gebraucht. Etwas größere dienten zum Auftragen der Kartoffeln. Töpferwaren dieser Art können wir noch zeigen. Sie entstammen zwei Bauerntöpfereien in Otterstedt. Gemüse mit Kartoffeln, Speck oder Fleisch wurde meist von runden Holzbrettern gegessen. Seit etwa 1850 bediente man sich zum Essen allgemein auch der Gabel. Immerhin aber gab es Alte, die sich hartnäckig dagegen wehrten und zum Essen immer ihr Teomakersmeß in der Tasche hatten. Urgroßväter pflegten ein dolchartiges Eßmesser in einer Lederscheide bei sich zu tragen. Die Holzsteller und Löffel wurden in dem Tellerbrett aufbewahrt, das meist in der Nähe des Eßtisches hing. — An jeder Fensterseite des Flettes ist die Stelle für

f) Truhen. Der Name „Truhe“ ist in der Fischerhuder Volkssprache nicht vorhanden. Unsere Vorfahren kannten deren vier, nämlich Kisten, Laden, Fußbänke, Koffer. Alle vier Arten sind aus Eiche, nur die letzteren wurden nach 1850, als das gute alte Bauernhandwerk verfiel, auch aus minder gutem Holz hergestellt und gestrichen. Die ersteren drei Arten tragen meist Namen und Jahreszahlen und stammen aus der Zeit vor 1810. — Den ersten Platz unter den Truhen verdienen die Kisten. Sie ragen über Tischhöhe hinaus und haben 3. T. bedeutende Ausmaße. Kisten von 1,20 m Höhe, 70 cm Tiefe und 1,50 m Länge sind keine Seltenheit. Die Kisten haben hohe, sargartige Deckel und bestimmte, beständig wiederkehrende Schnitzformen, meist Rundbogen an der Vorderseite. Sie dienten zum Aufbewahren von Brot, Mehl, Sämereien, manchmal auch Speck und Wurst, und dem Kleinzeug des Herd- und Tischgebrauchs. — Laden sind minder hoch wie Kisten, haben flache Deckel und weniger Schnitzwerk. Im Unterschiede von den Kisten, die von Frauen verwaltet wurden, waren die Laden Männereigentum. Sie standen daher oftmals in den Zimmern und enthielten Bücher, wichtige Papiere und Briefe. Eine Beilade führte oft ein Geheimschloß für Eheverträge, Kaufurkunden oder andere Papiere von Wert. — Fußbänke sind noch niedriger wie Laden, dafür aber länger. Immer sind sie Zwillingstruhen (mit zwei völlig getrennten Teilen und auch zwei Deckeln) und stehen vor den Bügen der Howand. Sie dienten zum Aufbewahren der Kleidung. Wo zwei Knechte gehalten wurden, wurde

jedem derselben eine Fußbankhälfte zugewiesen. — K o f f e r sind unten enger als oben, haben einen gewölbten Deckel und dienen zum Aufbewahren von Leinenzeug. Sie sind die einzigen der hier gezeigten Truhen, die ganz und gar Farbe tragen. Bei den übrigen waren nur einzelne Leisten oder Verzierungen mit roter oder schwarzer Farbe besonders hervorgehoben. — Mit dem Flett untrennbar verbunden sind endlich die

g) S c h l a f s t e l l e n des alten Bauernhauses. Diese weisen in ihrer Anlage und Art in die Zeiten des dem Germanentum eigenen Gefolgswezens zurück (s. S. 7). Schlafstellen dieser Art waren schon vorhanden, als das Germanenhaus noch keinerlei Zimmer hatte. Das in Zwischenahn gezeigte Einraumhaus hat noch keine Stuben, wohl aber butzenartige Schlafstellen. Die S c h l a f b u t z e war das erste, was der aus dem Naturzustande heraufsteigende Mensch in seinem Wärmebedürfnis verlangte. Es kann gar nicht anders sein, daß die ersten Schlafbutzen einfachster, robinsonhafter Art waren. Sie wurden an den Stellen eingerichtet, wo in unserem Hause die beiden H ow ä n d e sowie die Knechte- und Mägdebutze sich befinden, mithin an allen vier Ecken des Fletts. Die H o w ä n d e (wohl Hohlwände) sind das Bindeglied zwischen Dönzen und Flett. In einer Länge von zwei Metern fehlt die gemauerte Stubenwand. Sie ist sowohl nach außen als nach innen um etwa 60 bis 70 cm vorgezogen und nach beiden Seiten durch Bretter und Schiebetüren abgeschlossen, so daß man am Tage von dem Bett nichts sieht. Wer schlafen will, kann sowohl von der Dönzen als auch vom Flett aus einsteigen. Von der ersten Möglichkeit machten besonders Frauen, Gebrechliche und Kranke Gebrauch. Ein kernfester Bauer aber ließ es sich nicht nehmen, stets vom Flett aus über die Fußbank sein Bett zu erreichen und denselben Weg zum Aufstehen zu benutzen. In ähnlicher Weise war es bei den Knechtsbutzen. Auch diesen war, wo es anging, eine Fußbank vorgestellt. Die konnte aber ebenso gut an der anderen Butzenseite, in der Richtung auf den Viehstall, stehen. Man mußte sich eben helfen, so gut es ging. Auf der Mägdeseite wird das Verlangen nach einem eigenen Zimmer am frühesten aufgetreten sein, und nun begann das „Herumflaieren“ an einem Gebäude, das für Umbauen nicht geeignet war.

Eine unserer H ow ä n d e ist auf das genaueste nach den alten Maßen wiederhergestellt. Wir haben nicht ein einziges Brett nach Gutdünken gefestigt. Alle Butzen sind aus alten Häusern genommen und hier wieder aufgestellt. Selbst die von uns verwandten Farbtöne sind auf alten Vorbildern aufgefunden. Täglich haben betagte Leute, die selber in solchen Lagern aufgewachsen sind, neben uns gestanden, und nicht eher

waren wir zufrieden, bis die sagten: „Ja, so war's.“ Mit besonderem Danke erwähnen wir die tatkräftige Hilfe und den dauernden Beistand von Frau Anna Goops geb. Blanken.

6. Die Zimmer und ihre Ausstattung

Das Germanenhaus hatte keine Zimmer, ja, es ist wahrscheinlich, daß in Fischerhude vor dem Jahre 1500 Zimmer nicht gebaut worden sind. Man hätte auch nichts mit ihnen anfangen können, da man weder Öfen noch Fenster kannte. Zwar wurden im Jahre 1400 schon hin und wieder Fenster verwandt. Aber das beschränkte sich auf Städte und Burgen. Erst nach 1500 wurden Fenster allgemein bekannt. Etwa um die gleiche Zeit lernte man auch Öfen, und zwar die in den Dörfern noch heute bekannten, von außen heizbaren Eisenöfen kennen. Der erste derselben soll aus dem Jahre 1483, dem Jahre der Geburt Luthers, stammen.

So konnte auch für das niedersächsische Bauernhaus mit dem Jahre 1500 eine völlig neue Zeit einsetzen. Die Herdwand war nicht mehr die Hinterwand des Hauses, sondern dahinter wurden die Räume abgeteilt, deren äußere als Dönzens und deren mittlerer bei uns als Kammer bezeichnet wurde. Alle drei hatten Fenster, aber nur die Dönzens zugleich auch Öfen.

Die Dönzens, in den Städten Stuben genannt, wurden schon vom Erbauer unseres Hauses eingefügt. Sie sind seitdem nur unwesentlich verändert worden, am einschneidendsten 1877, als die ursprüngliche hintere Hauswand erneuert und gleichzeitig an derselben Schlafzimmer eingerichtet wurden. Die Hauswand wurde um einen Meter hinaus- und die Dönzewände ebensoviel hineingerückt. Beide Dönzens sind mithin um einen Meter kürzer als ursprünglich. Die Fußböden aller drei Zimmer waren zunächst aus Lehm. Der Mittelpunkt des Zimmers war nicht, wie gegenwärtig, der Tisch, sondern der Ofen. Der stand an der Wandmitte, um möglichst vielen ein Herumsitzen zu gestatten.

Unser Ofen, ein Geschenk des Herrn Bünemann in Fischerhude, trägt auf seinem Sockel die Jahreszahl 1692 und in seiner Eisenplatte 1684. Er ist mehr als ein Vierteljahrtausend gebraucht worden. Das Heizen wird von der Kammer aus vorgenommen. Die Wärmkraft unseres Ofens ist bedeutend. Nahe über dem Feuerloch ist die Abzugsöffnung für den Rauch. Dadurch wird die heiße Luft in dem oberen Raum des Ofens festgehalten und geht nicht verloren. Die Ofenplatten

zeigen an allen drei Seiten die üblichen biblischen Bilder: vorn in derber Ursprünglichkeit Adam und Eva, darüber Salomo als Richter, und an den Seiten ist unter dem Bilde des Jakobsbrunnens zu lesen: „Vom Frewlein von Samaria.“ Um den unteren Rand des Ofens ist eine Holzumrahmung gezogen, die das Aufstützen der Füße und deren baldiges Durchwärmen gestattete.

Zur Beleuchtung wurden R ü s e l verwandt, die mit Tran gespeist wurden. Man konnte sie auf den Ofen oder den Tisch stellen, an eine Stuhllehne oder eine Schrankecke hängen oder sie an einem langen, von der Wand ausgehenden beweglichen Arm befestigen. Bei besonderen Gelegenheiten verwandte man Talglichte und Wachskerzen, die man mittelst besonderer Formen selber goß oder zog.

Der T i s c h wurde meist unter das Fenster gestellt, damit er nicht im Wege stand. Wir besitzen einen ehrwürdigen eichenen Klapp Tisch (von Herrn Klaus Blanken), der mindestens 200 Jahre in Fischerhude (Schwarmanns Haus) Dienst getan hat.

Als S t ü h l e verwandte man vor 1840 nur eichene mit Binsen- oder Strohsitz. Die waren so echt und gediegen gearbeitet, daß man stundenlang auf ihnen „stuppstappen“ konnte (um kleine Kinder zu beruhigen), ohne ihnen zu schaden. Auch pflegten Mannsleute sich auf ihnen Pfeife rauchend an die Wand zu lehnen. Am Ofen stand mindestens einer, der Armlehnen hatte und für den Großvater bestimmt war. Den Stubenstühlen gab man auch wohl zierlichere Formen und ein feineres Strohgeflecht und legte Kissen hinauf, strich sie auch wohl mit selbstgemischter roter Farbe an. Gegen 1850 kamen Stühle mit gedrechseltem Holzwerk auf. Sie waren nicht mehr aus Eichenholz gefertigt, dafür aber rot und schwarz oder rot und blau gestrichen. K u h e b ä n k e und S o f a s waren in unseren Bauernhäusern vor 1850 unbekannt. In die Bauerndöngzen gehörte auch ein e i c h e n e r S c h r a n k und ein E c k s c h r a n k, die die Kleidung der Familie und feinere Geräte aufnahmen. Unser Schrank stammt aus dem Besitze des Herrn Heinrich Blanken und trägt Schnitzwerk, das in Fischerhude außer an Truhen selten angetroffen wird. Der Eckschrank kommt aus „Krögers Haus“, der ehemaligen Gastwirtschaft, und hat hier bis zu deren Auflösung im Jahre 1815 als Schenkschrank gedient. In der Wirtschaft eines wohlhabenden Bauern durfte die altväterliche H a u s u h r, die „Klock“, nicht fehlen. Unsere stammt aus dem Jahre 1834, ist also jetzt gerade 100 Jahre alt.

Als „K a m m e r“ wurde der Raum zwischen den beiden Döngzen bezeichnet. Der war nicht heizbar, enthielt den Brot- und Milchschränk

und sonstige Vorräte und Geräte, befand sich also bereits auf dem Wege zur Küche der Gegenwart.

Mehr Wohncharakter hatte die „littje Dönzen“, die als Altenteiler-, Gesinde- oder Spinnstube verwandt wurde. Wo in einem Bauernhause Altenteiler vorhanden waren, stand ihnen das unbestrittene Recht auf die „littje Dönzen“ zu. Im anderen Falle wohnten dort die Mägde. An Winterabenden kamen sie hier mit ihren Freundinnen und Burschen zusammen und spannen. Auch dieses Zimmer hat einen von außen heizbaren Eisenofen, der aus dem Jahre 1651 stammt (Geschenk des Herrn Heinrich Stockfisch). Die Butze dieses Zimmers haben wir in hergebrachter Weise wieder hergerichtet und mit Vorhängen versehen, die schon mehr als hundert Jahre Dienst getan haben. Unter der alten Uhr, die noch auf Holzwellen läuft, steht eine Lade für die Kleider der „Deensten“. Alte Bilder, u. a. ein Himmelsbrief, zieren die Wände.

Die Türen zu allen vier Zimmern sind alter Art. Sie sind breit und niedrig und zeigen schöne, geschwungene Verzierungen und handgeschmiedete Beschläge. Alle schlagen an hohe, das Zimmer abschließende Eichen-schwellen.

7. Kleidung und Wäsche

Wer in einem Bauernhause die Frage der Kleidung und Wäsche nicht nur oberflächlich behandeln, sondern den damit verflochtenen bäuerlichen Arbeiten auf den Grund gehen will, der steht vor einer Menge von Kleinarbeit, an die der Großstädter der Gegenwart nicht denkt. Wer heute Kleidung braucht, der sieht Schaufenster und Auslagen an und kauft, was ihm gefällt, vorausgesetzt, daß er das nötige Geld hat. Anders der Landbewohner noch in der jüngsten Vergangenheit. Vor ungefähr hundert Jahren betrug der Jahreslohn eines Knechtes 10 Taler und eine Rolle Leinen. Das macht auf den Monat 2,50 Mark in bar. Der bäuerliche Angestellte konnte für seinen ganzen Jahreslohn kaum einen guten Anzug kaufen. Auch bei den selbständigen Bauern war das Geld knapp. Da mußte man selber spinnen, weben, färben und nähen. Was heißt das? Schon im zeitigen Frühjahr und im Sommer begann die Arbeit: Graben, Sänf- und Leinsäen, Jäten, Ausziehen, Spreiten, Trocknen, Bräken, Schläpen und Secheln. Im Herbst und Winter kam dann das unermüdliche Spinnen, Faden um Faden, Spule um Spule, Stück um Stück. Was das für Hingebung, zähen Fleiß und Selbstverleugnung kostete, das wird die Zukunft nie mehr ermessen.

Sinterher setzte das Umhaspeln, Spulen, Schären, Aufziehen usw. ein, und erst dann konnte mit dem Weben begonnen werden.

In diesem mühsamen und langwierigen Arbeitsgange wurden alle Kleidungsstücke hergestellt: Hemden, Unterwäsche, Hosens, Röcke, Kleider, Schürzen, Liefewäde (Überhosen), Frauenmäntel und sämtliche Haus- und Bettwäsche. Wir tun bitter unrecht, diese oft sorgenvolle Arbeit unserer Mütter und Ahnen kurzerhand zu vergessen und überhaupt nicht mehr davon zu reden. Wer sich mit diesem Arbeitsgebiet befassen will, lasse sich im Heimathause alle die betr. Gerätschaften und Einrichtungen zeigen. Sie sind in fortlaufender Ordnung aufgestellt.

Es sind da Holzbraken für Hanf und für Flach, Schläpbraken (mit Eisenkiesern), grobe, mittlere und feine Secheln, Spinnräder verschiedener Art und Form, Haspel, Spulräder, Spillensatz, Schärtubben, Schär Rahmen und Webstühle. Man beachte vor allem den mit den Tritten in den Boden eingelassenen 200 Jahre alten Webstuhl und lasse sich vorweben. Allmählich läßt sich so ein Einblick in das schwere Schaffen unserer Vorfahren gewinnen. Gegenüber dieser Mühsal leben wir Heutigen in einer leichten und sorgenfreien Zeit. Das alte Märchen (Hänsel und Gretel), in dem die Eltern sich ihrer Kinder zu entledigen trachten, weil sie sie nicht nähren und kleiden können, ist aus der Not vergangener Zeiten geboren.

Von der Kleidung unserer Voreltern ist nicht mehr viel auf uns gekommen. Nicht, daß die Haltbarkeit der Stoffe gering gewesen wäre. Aber die sorgende Hausfrau verwandte die noch irgendwie brauchbaren Kleidungsstücke an anderer Stelle. Insbesondere in der Kriegs- und Inflationszeit sind viele alte Kleidungsstücke und Stoffe aufgebraucht und zerschnitten worden. Dennoch besitzen wir ein vollständiges Frauenkleid aus der Zeit um etwa 1860*) und ein Gewand, in dem die Mädchen zum Tanze gingen. Ersteres ist ein Rock aus selbstgewebtem, braungefärbtem Leinen, braunseidenem Spenzer, seidenem gesticktem Tuch, weißer Mullschürze und schwarzsamtem Schürzenband mit silberner Schnalle und „Piepenstöckern“. Dazu gehört eine schwarze Mütze mit langen Rückenbändern und einer Schleife vorn. Das zweite Kleid besteht aus einem weißen Hemd mit Halsfalbel aus ganz feinem Leinen, grünem Beiderwandrock, schwarzem Spenzer, weißer Schürze und Schürzenband. Die Kopfbedeckung ist eine feingestickte Strichmütze.

Im Schranke verwahren wir noch einige Wäschestücke: Betts-

*) Von Frau Brettmann.

büren, Kissenbüren, ein großes Sterbelaken, ein Frauenhemd, zwei Männerhemden, sämtlich 100 bis 150 Jahre alt, alle zierlich und sauber mit der Hand genäht. Des weiteren befinden sich darin noch Handtücher, gestickte Brusttücher, Tabaksbeutel, mit Perlen gehäkelte Geldbörsen, Strümpfe und zahlreiche Mützen in vielen Farben und mit schönen Stickereien.

Der Kopfsputz der Frauen zeigt, daß die Frauenkleidung auch schon früher einem Modenwechsel unterworfen war. Als älteste uns bekannte Form zeigen wir eine sogenannte „Nebelfappe“. Schon in den 50er Jahren wurde diese abgelöst durch die sonderbare „Spinsterfappe“, die mit schnabelartiger Spitze über die Stirn hinübergriff und hinten eine flache Schleife aus breitem Seidenband auf den Rücken fallen ließ. Durch die ebenso breiten Bindebänder, die weit über die Wangen gingen, erhielt das Gesicht ein schmales, langgestrecktes Aussehen. In den 60er Jahren machten die Spinsterkappen den Strichmützen Platz. Diesen fleidsamen Kopfschmuck gab es in vier verschiedenen Ausführungen: als Alltags-, Sonntags-, Konfirmanden- und Kirchenmützen. Alle hatten die gleiche Form und wurden unter dem Kinn durch breite Bänder festgehalten. Der „Strich“ war ein schmaler, feingekräuselter Null- oder Spitzenbesatz, oft handgearbeitet, der vorn glatt über den Mützenrand gelegt wurde und im Nacken gekräuselt über das schlicht aufgesteckte Haar fiel. Ist solch eine Mütze einfach, aus schwarzem oder dunkelfarbigem Stoff und ohne Zier und Stickerei, dann haben wir die Alltagsmütze vor uns. Sind Tuch und Mützenbänder farbig, verziert oder gar mit Gold oder Perlen auf Samt oder Seide gestickt, dann ist es eine Sonnen- und Festagsmütze. Konfirmandinnen trugen ganz weiße, oft gestickte Mützen mit schwarzen Bändern, die sie später bis zur Verheiratung auch zur Kirche und zum Abendmahl aufsetzten. Ehefrauen trugen zur Kirche und zum Abendmahl die schwarze Strichmütze. Betrat man um 1870 die Kirche durch den Haupteingang, dann sah man zur linken Hand nur weiß und schwarz geschmückte Frauenköpfe.

Zum Aufbewahren dieser steifen Kappen dienten besondere Schachteln, die Esch (oder Esß) genannt wurden. Sie bestanden aus breitem, oft bunt bemaltem Eschenspan und hatten ihren Platz oben auf den Schränken.

Von der Männerkleidung können wir den Besuchern nur ein ganz altes Hemd mit Bindebändern statt der Knöpfe und „Himmelsfragen“ zeigen und einen Zylinder ältester Art („das alte Spint“), der um 1810 den Dreispitz aus der Zeit des alten Fritz ablöste.

Die Bettwäsche und die vollständige Einrichtung des alten Bauernbettes ist in der Sowand, sowie in der Deenstenbuzge und der Knechtsbuzge aufs genaueste wiederhergestellt. Auf den Strohlagern liegen die Bettstücke mit der bäuerlichen Bettwäsche. Man webte grobe und einfache, aber auch feinere geschmackvolle Muster für Bettüberzüge. Geradezu stolz sind wir auf den Bettbezug in der Sowand mit dem alten Muster „Tag und Nacht“*) und den Hochzeitskissen, die aus feineren bedruckten Stoffen hergestellt sind und mit seidenen Bändern gebunden wurden. Auch auf die Bettquäste sei aufmerksam gemacht. Ein besonderes Stück in der Dönzen ist noch die Wiege von 1731 (von Familie Cordes aus Fischerhude-Bredenau) mit ihrer ebenfalls alten Bettausstattung.

Die Sandtücher, die auf dem Flett an zwei gedrehten Sandtuchhaltern hängen, bestanden aus einem langen Leinenzug ohne Ende. Soweit sie dem Gebrauch an Werktagen dienten, waren sie aus größtem Leinen gewebt. Das eine diente zum Gebrauch der Bauernfamilie, das andere war für die Deensten. An Sonn- und Festtagen wurden bunte oder gar mit Spitzen verzierte Sandtücher aus feinerem Leinen darübergehängt, die aber nur zur Zierde dienten.

Tischtücher (Dischlaßens) wurden in besonderen Mustern gewebt, in den Bauernhäusern täglich zu den Mahlzeiten aufgelegt und nach Beendigung der Mahlzeit zusammengelegt über die hochgestellte Platte des Tisches gehängt.

8. Die Diele

Die 20 m lange und 9 m breite Halle zwischen Flett und Großer Tür ist die Diele, der Raum der schweren männlichen Arbeiten. Zu beiden Seiten ziehen sich bis zur Vorderwand Ställe hin, die mit 20 bis 30 Stück Kindvieh und 8—12 Pferden besetzt werden können. Von den vorgefundenen 4 Pferdeställen haben wir nur die beiden vorderen in der früheren Art mit den breiten steinernen Krippen und den Köpen (zum Aufnehmen des Pferdeheues) gelassen. Man sieht, daß die Pferdeställe reichlich einen Meter in den Dielenraum vorspringen. Der Raum für die Ruh des Verwalters hat besonders hergerichtet werden müssen, weil das Kindvieh des 20. Jahrhunderts nicht mit den für das 16. Jahrhundert bestimmten Ställen auskommen kann. Der Dielenboden ist aus 25 cm starkem Stampflehm gefertigt und später geteert worden. Von

*) Von Frau Michaelis.

der Diele aus wird die Fütterung des gesamten Viehs vorgenommen. Aus zwei Luken des „Bäums“ (das Wort ist verderbt; unsere Großeltern sagten: Bäum = Boden) wird das Heu heruntergeworfen und mittels der Gaffeln auf der Futterfläche für die Kühe und die Köpen (Käufen) der Pferde verteilt. Zwei Knechte tragen dann vom Ziehbrunnen an einem Querbaum den schweren Zuber (Teuwel) herbei und rücken ihn von einem Tier zum andern, um es zu „bönnen“ (tränken, von Born entstanden). Dreimal täglich muß diese Arbeit verrichtet werden. — An heißen Tagen des Hochsommers steht die Diele voller Heuwagen. Einer nach dem andern muß seinen stark duftenden Inhalt an den hinteren Baum (über Flett und Zimmer) abgeben. Dabei fällt mancher Schweißtropfen in das Heu. Vor mehr als hundert Jahren kam das Heu ausschließlich auf dem Wasserwege ins Haus. Es wurde, in Bündel gebunden, auf Wümme, Verbindungs- oder Fleckengraben angefahren, dann auf dem Nacken ins Haus getragen und endlich mittels einer einfachen Rolle oder eines Wellrades nach oben gezogen.

Etwa vier Wochen nach der Heuernte bringen die Wagen das Erntekorn ins Haus. Roggen, Hafer, Gerste und Buchweizen werden in Garben auf den vorderen Dachboden gelegt. Wenn dann am Wintermorgen das Feuer auf dem Herde zu prasseln beginnt und der Rauch bis zu den Bodenluken hinaufkriecht, wirft der Großknecht Garbe um Garbe wieder hinunter auf die Diele. Fest wird eine nach der andern angepackt und mit Heftigkeit auf den Ausschlageblock geschlagen, so daß die Diele mit einem Körnerregen überschüttet wird. Darauf löst man das Garbenseil und bettet das offene Stroh in zwei lange Reihen, die führen nach innen. Alles, was Armkräfte hat, greift dann zum Dreschflegel, und nun fliegen auch die letzten Körner aus den führen heraus. Nur in menschenarmen Häusern hört man den dünnen Zwei- oder Dreischlag. Wo heranwachsende Kinder sind, geht es nicht ohne den polka-artigen Vierschlag, es kann aber auch der Fünf- oder Sechschlag sein. Alsdann erfolgt das Auflockern des Strohes durch Gaffeln, das Ausschütteln des Dachstrohes, das Zusammenfegen des Kornes, das Worfeln (um Korn und Spreu voneinander zu scheiden), das Sichten, bei dem Unkrautsamen und Sandkörner durch das Sieb fallen, und endlich wird das gereinigte Korn auf dem Boden oder Speicher in die eigenartigen, ungeheuer großen Kornkiesen gefüllt. Seit 1870 werden zum Reinigen des Kornes auch sogenannte Staubmühlen verwandt. Alle erwähnten Geräte sind vollzählig im Heimathause vorhanden.

Zum Betreten des Bodenraumes war eine Treppe vermieden, da sie den freien und offenen Raum nur gestört und unterbrochen hätte. Man

bediente sich zum Aufgang auf den Boden einer leicht fortzunehmenden Leiter, die zunächst auf den „Katzenwiemen“ führte, von wo der Boden durch eine zweite kurze Leiter leicht erreicht werden konnte. Auf die „Katzenwiemen“ pflegte man die „Treier“ mit dem Katzenfutter zu stellen. — Über den Ställen sind die Gillen, die bis unters Dach reichen und im Herbst mit Feuerung für den Winter (Torf und Holz) gefüllt werden. Die vorn an der Diele liegenden Gillen wurden meist als Schlafraum für die Kühner hergerichtet und „Wiemen“ genannt. Wo die Woolständler die Gillen abschließen, sind die Legenester für die Kühner angebracht. — Selten nur fand man noch über dem Pferdestall eine Schlafbutze für den Knecht.

Die Diele war nicht nur Arbeits-, sondern zugleich auch Festraum. War keine Kirche in der Nähe, dann wurde hier das junge Paar getraut, hier saß und sitzt man noch heute beieinander zum festlichen Schmause, und hier drehte man sich in frohem Tanze. Am Hochzeitstage prangte auf einer der Gillen das bändergeschmückte Spinnrad der Braut neben dem Gaspel. — Auf der Diele wird der Abgeschiedene aufgebahrt, und hier sammelt sich das Grabgefolge. — Als 1884 die Fischerhuder Kirche zu neuem Aufbau niedergelegt war, fand der Gottesdienst ein volles Halbjahr hindurch allsonntäglich auf einer Bauerndiele statt (bei Ewers in Bredenau). Als die Gemeinde dann von dieser Diele Abschied nahm, geschah es mit den Worten: „Diesem Hause wird Heil widerfahren“.

9. Schönheiten und Schmuck

Immer noch begegnen wir der Ansicht, daß ein altes Bauernhaus mit Strohdach und Hölwänden zu nichts anderem taue, als niedergerissen oder neuzeitlich umgebaut zu werden. Städter recken beim Anblick eines solchen aus dem Boden gewachsenen Hauses die Hälfen, als ob es gälte, die Sonderbarkeiten einer altmodischen Tante zu belächeln. Es wird hohe Zeit, daß wir uns von den oberflächlichen Anschauungen einer Zeit befreien, die ihres Stammes und Volkes eigenes Werden nicht versteht. Man lasse die Formen und Farben eines mehrhundertjährigen Bauernhauses mit aller Unvoreingenommenheit auf sich wirken. Ist nicht des Hauses Angesicht mit der Krönung durch Pferdeköpfe und Storchnest, sind nicht der dabeistehende Ziehbrunnen, das Bienen-schauer mit den Findlingen und dem Wachholder, das Hostor unter den weit- ausladenden Eichen ein Bild, das unmittelbar aus des Schöpfers Hand

hervorgegangen ist? Nehmen wir die hohe, ungegliederte Dachfläche, die niedrigen Wände mit dem verhaltenen Rot und dem dunklen Grün, sowie die trauliche Kleinscheibige Verglasung hinzu, dann ist unseres Erachtens kein geeigneterer Hintergrund für den Bauern des deutschen Nordens denkbar als dieser. So wie sein Haus und sein Hof, so ist er selber: erdgewachsen, verhalten, anspruchslos. Wir nordhannoverschen Niedersachsen wollen unser Stammhaus wert halten und es betrachten als ein Wahrzeichen unserer Kraft, wie es selbstbewußten Deutschen gebührt.

Unsere Voreltern waren nüchternen Sinnes und hatten nur wenig übrig für Schmuck und Zier. Aber das Wenige, was sie für des Lebens Wohllaut aufwandten, das war gut und echt. Wo der Rauch die Herdwand schwärzte, dort wurde ein Gefäß gezogen, und bald glänzte es dort von mächtigen Tellern aus buntbemaltem Steingut oder blankgescheuertem Zinn, die unerschrocken aufgestellt waren. Und darunter hingen Kräuse (Bierkrüge mit Deckel) und Kältschalen, ebenfalls aus Zinn oder Erde. Kaum ein Stück glich dem andern; denn es waren Festgaben von Freunden und Nachbarn. Zu Hochzeiten und zu Taufen kamen sie ins Haus mit Inschriften wie: „Eßt, meine Freunde“, „Seid Lustig beyn Tisch“, oder „Aus Liebe“. Die zinnernen Teller pflegten in zierlicher Verschnörkelung den Namen des Spenders und die Jahreszahl zu tragen. Aus den meisten unserer Bauernhäuser sind diese Stücke schon seit Jahrzehnten verschwunden. Da, wo jetzt noch welche vorhanden sind, werden sie gepflegt und gehütet als Zeugen längstvergangener Tage. Eine reiche Sammlung solcher schönen Altertümer findet sich bei Gastwirt Körber in Fischerhude. Daß man mit diesen Geräten aber auch in modernen Räumen besondere Wirkungen erzielen kann, zeigt Haus Berkelmann.

Vor mehr als hundert Jahren blühte auch in dem altsächsischen Gau Waldsathi, zu dem Fischerhude gehörte, das bäuerliche Kunsthandwerk. Manche von den noch vorhandenen Kisten (Truhen), Laden und Fußbänken bieten schönes Schnitzwerk. Aber auch Kleiderschränke aus älterer Zeit sind oft Prachtstücke des alten Bauernhandwerks. Binsenstühle und Eisenöfen fügen sich dem alten Bauernhause in würdiger Weise ein, und es entsteht ein Bild, das in seiner Einfachheit und Schönheit ergreifend wirkt.

Von den Kunstarbeiten der Frauen ist der schönen Webemuster in Bett- und Tischzeugen und Handtüchern bereits Erwähnung getan. Es kommen dazu die feinen Stickereien auf Mützen und Tüchern

und die sonstigen Verzierungen an Wäsche und Gebrauchsgegenständen. An hohen Festtagen erhielten beide Gänge grüne Vorhänge, die in der Mitte des oberen Querbehangs mit einem seidengestickten Rosenkranz verziert waren. Unsere Vorhänge tragen die Jahreszahlen 1838 und 1849. Sie stammen aus Ittner und Mü's Lütten Hus.

Der Höhepunkt des Frauenputzes verkörpert sich im Braut-
schmuck. Leider ist die hohe Brautkrone, die zur Hochzeitsfeier ent-
liehen wurde, nicht mehr vorhanden. Vor 1870 (wahrscheinlich schon
um 1840) wurde bereits der Myrthenkranz mit Rosen- und Myrthen-
blüten getragen, und zwar früher statt des Schleiers mit breiten weißen
Seidenbändern, von denen bisher keine mehr aufzufinden waren. Den
Brautschleier der letzten Bäuerin unseres Hauses, der 1877 getragen
wurde, bewahren wir noch auf.

Es soll nicht unerwähnt bleiben, daß die Maler und anderen Künstler,
die sich seit 1890 in Fischerhude ansiedelten, viel für das Verstehen der
heimischen Schönheiten getan haben*). Durch sie haben auch Aus-
wärtige Fischerhude schätzen und lieben gelernt, und mancher von ihnen
hat sich in einem stillen Winkel des Ortes ein Häuschen gebaut, um in
beschaulicher Stille zwischen Wald, Wasser und Wiesen dauernd zu
wohnen.

10. Überschau

Was soll es bedeuten, wenn wir an Sand des Heimathauses und
der ehrwürdigen Geräte feststellen, wie vor Zeiten alles gewesen ist?
Nun, wir wollen uns selbst und unser Geschlecht, soweit es möglich ist,
kennen, achten und lieben lernen. Ein deutlich fühlbares Band verknüpft
uns mit den Ahnen und den Späteren. Das ist das heilige Band
der Stammesverbundenheit. Wir erkennen als Urstamm
unseres Geschlechts den germanischen Stamm der Chaucen, der nicht
aus der Fremde eingewandert, sondern auf unserm Boden aus Gottes
Sand hervorgegangen ist. 1100 Jahre ist es her, als ihn Karl der
Franke in mehr als 30jährigem Kampf bezwang. Wir wissen von dem
unmenschlichen Blutbad vor Verden im Jahre 782. Demnach ist unsere
Art lebendig. Wir sind trutzig und stark bis auf den heutigen Tag.
Aber darüber, daß unser Stamm ein Teil des deutschen Volkes ist,
gab uns die Vergangenheit kaum irgendwelche lebendigen Zeugnisse.

*) Von ihrer Arbeit gewinnt man ein Bild in der Kunstschau des Herrn
Rohmeyer.

Bis 1648 standen wir unter bremisch-geistlicher, 1648—1712 unter schwedischer, 1712—1715 unter dänischer, 1715—1866 unter englisch-hannoverscher und dazwischen (1809—1813) unter französischer Herrschaft. Doch all die Fremdregierungen haben kaum abgefärbt auf uns. Wir sind, was wir waren: niedersächsische Bauern, deren Erbteil durch Stammesblut und wasserumrauschten Boden bestimmt ist. Mit aller Zuversicht treten wir nunmehr als Gefolgsmannen Adolf Hitlers auf unsere Arbeitsplätze, der Aufgaben gewärtig, durch die wir unserem großen deutschen Volke nützen können.

Nur eines beklagen wir, nämlich daß für viele unserer Söhne und Töchter kein Platz zum Wohnen vorhanden ist und daß ihnen bisher nichts anderes übrigblieb, als über das große Wasser zu fahren. Kann das nicht anders werden? Da ist der weite Raum zwischen Ottersberg und Hollerland, Quelfthorn und Sagehorn. Muß der auf ewige Zeit den türkischen Fluten überantwortet bleiben? Ist denn diese mehr als hundert Quadratkilometer umspannende Strecke zu nichts weiterem nütze als zum Hervorbringen saurer Gräser? Wenn eine starke Hand das Wildwasser in seine Gewalt zwänge, dann könnten in dem weiten Wümmetal Siedlungen entstehen für diejenigen, die ihre Heimat mit ganzer Seele lieben, aber in ihr keinen Raum zum Leben finden. Wohl ist 1928 und folgende Jahre ein Angriff auf die verheerenden Wasser unternommen worden. Aber die Kraft der Gewässer war unterschätzt, und eine Wendung zum Besseren ist nicht eingetreten. Wir leben in einer Zeit gewaltiger Technik und williger Hände. Im Wümmetal liegt für die große Zeit eine ihrer würdige Aufgabe. Man zeige uns Schaffungsmöglichkeiten — an uns soll es nicht fehlen. Was wir von unseren Vätern ererbt haben, das wollen wir mit äußerster Zähigkeit festhalten.

„Solange noch die Eichen wachsen
in stolzer Kraft um Hof und Haus,
solange stirbt in Niedersachsen
die alte Stammesart nicht aus.“



Druck von Gerhard Stalling A.-G.
Oldenburg i. O.